

DIE HISTORISCHE NATIONALISMUSFORSCHUNG  
IM GETEILTEN EUROPA 1945-1989: POLITISCHE  
KONTEXTE, INSTITUTIONELLE BEDINGUNGEN,  
INTELLEKTUELLE TRANSFERS

Miroslav Hroch nimmt in der internationalen Nationalismusforschung eine besondere Stellung ein. Dementsprechend stieß das Vorhaben dreier seiner Schüler – Miloš Řezník (Chemnitz), Pavel Kolář (Potsdam) und Michal Pullmann (Prag) –, seinen 75. Geburtstag im vergangenen Jahr zum Anlass für eine Tagung über die historische Nationalismusforschung im geteilten Europa zu nehmen, auf große Resonanz. Die

prachtvollen Räumlichkeiten des Prager Clam-Gallas-Palais verliehen der Veranstaltung, die vom 27. bis 29. März 2008 stattfand, einen würdigen Rahmen. Als Tagungsziel formulierte Pavel Kolář eine reflexive Historisierung der historischen Nationalismusforschung. Dies bedeute, einzelne Autoren und Debatten in ihren jeweiligen historischen Kontext einzuordnen und hierbei nicht allein den siegreichen „Kanon“ zu berücksichtigen. Dabei gelte es, sowohl institutionelle Rahmenbedingungen, politische Kontexte und ihre Auswirkung sowie intellektuelle Transfers und transnationale Netzwerke zu durchleuchten, als auch die historische Nationalismusforschung als Herausforderung der „nationalen Meistererzählungen“ und die Auswirkungen der methodologischen Differenzierung in der Geschichtswissenschaft zu untersuchen.

Den Auftakt der Veranstaltung machte John Breuilly (London) mit einem Vortrag über Nationalismus als Gegenstand der historischen Forschung. Ausgehend von der engen Verflechtung des sich auf eine historische Legitimierung berufenden Nationalismus und der Historiografie, die diese Legitimation verschaffen könne, gab Breuilly einen kurzen Überblick über die Entwicklung der Nationalismusforschung bis in die 1980er Jahre. So stellte die Nation bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts institutionell wie inhaltlich die unhinterfragte Basis der historiografischen Forschung dar. Die Ergebnisse einer eigenständigen Nationalismusforschung fanden trotz der innovativen Arbeiten von Deutsch, Lemberg und Hroch bis in die 1960er Jahre verhältnismäßig geringe Beachtung. Dies änderte sich erst 1983 mit den Werken von Anderson, Gellner und Hobsbawm/Ranger, die den Nationalismus als Erzeuger der Nation begreifen. Als möglichen Grund für die plötzliche Aufmerksamkeit benannte Breuilly die Rückkehr der Ideologie in die Politik, die er an der Iranischen Revolution, dem Thatcherismus und der Politik der Reagan-Administration festmachte. Abschließend unterzog Breuilly das Werk Miroslav Hrochs einer kritischen Würdigung. Dabei äußerte er Zweifel an der Chronologie von Hrochs Drei-Phasen-Modell und plädierte dafür, Nationalismus als eigenständigen, vom Nationsbildungsprozess unterschiedenen Untersuchungsgegenstand zu betrachten

Schon zu Beginn wurde die Problematik der Kombination beider Intentionen der Tagung deutlich, also einen bedeutenden Nationalismusforscher im Kreise seiner Weggefährten, Kollegen und Schüler zu ehren und zugleich die Nationalismusforschung selbst historisieren zu wollen. Letztlich wurden mehrere Themenkomplexe diskutiert: Nationalgeschichtsschreibung und ihre Konjunkturen in West und Ost, traditionelle Streitfragen der Nationalismusforschung sowie die Rezeptionsgeschichte und Anschlussfähigkeit einzelner Nationalismusforscher.

Wie unbeeindruckt von den Erkenntnissen der Nationalismusforschung weiterhin nationale Geschichtsschreibungen fortbestehen, zeigten die Beiträge von Georg Christoph Berger Waldenegg (Heidelberg), Stefan Berger (Manchester) und Andrzej Michalczyk (Erfurt). Berger Waldenegg untersuchte den Einfluss der Nationalismusforschung auf „nationale Meistererzählungen“ in der Bundesrepublik Deutschland und Österreich und machte deutlich, wie wenig diese rezipiert wurde. Die „Meistererzähler“ wirkten immer noch als „Nation-BUILDER“. Nationale Diskurse erlebten in den 1980er und 1990er Jahren gar eine Renaissance, wie Berger u.a.

am Beispiel von Heinrich August Winklers „Der lange Weg nach Westen“ illustrierte. Andrzej Michalczyk führte am Beispiel Oberschlesiens aus, wie die nationale deutsche und polnische Geschichtsschreibung noch bis vor kurzem vor allem zur Abgrenzung der eigenen Nationszugehörigkeit beitrug. Neuere kulturgeschichtliche Analysen hingegen zeichnen ein differenzierteres Bild, in dem das jeweilige Nationalbewusstsein nur eine sekundäre Rolle gegenüber einer lokalen oberschlesischen Identität einnimmt.

Auch in der ostmittel-, ost- und südosteuropäischen historiografischen Forschung nach dem Zweiten Weltkrieg blieb die Nation der zentrale Bezugspunkt. So waren die marxistischen historischen Narrative keineswegs anti-national, wie Maciej Górný (Warschau, Berlin) darlegte. Hatte Stalin in der Sowjetunion bereits in den 1930er Jahren einen kommunistischen Nationsbegriff etabliert, hielten in den 1950er Jahren verfasste polnische, tschechische, slowakische und ostdeutsche Universitäts-handbücher an traditionellen Interpretationen der nationalen Geschichte fest. Insbesondere die tschechische und slowakische Geschichtsschreibung erweise sich bei näherem Hinsehen eher als konservativ denn als revolutionär. Obschon letztlich erfolglos, diente Michail Kopeček (Prag) zufolge das Konzept des „Sozialistischen Patriotismus“ zeitweise nicht nur als politische Propaganda in der Auseinandersetzung mit der Opposition im Inneren, sondern war Bestandteil eines ambitionierten Projekts sozialistischen „nation-buildings“, dessen Ziele von der Nivellierung von Antagonismen innerhalb der jeweiligen Nation über das Angleichen der Entwicklungsstadien der verschiedenen sozialistischen Nationen hin zur weltweiten kommunistischen Gesellschaft reichten. Christina Petrescu (Bukarest) erläuterte, wie in Rumänien nach dem Zweiten Weltkrieg der Kommunismus als logische Fortschreibung der Nationalgeschichte als eines kontinuierlichen Kampfes des rumänischen Volkes für die Freiheit dargestellt wurde. Im Gegensatz dazu spielte sich laut Ulf Brunnbauer (Berlin) in Jugoslawien die Geschichtswissenschaft spätestens seit den frühen 1960er Jahren vor allem im Rahmen der jeweiligen Teilrepubliken ab, die eine dezidiert jugoslawische Geschichtsschreibung zunehmend marginalisierte. Die überwiegende Zahl historischer Arbeiten widmete sich denn auch der „nationalen Wiedergeburt“ des jeweiligen Volkes.

Mit der Persistenz der meist negativ konnotierten Interpretationsfigur eines spezifisch osteuropäischen Nationalismus befasste sich Stephanie Zloch (Berlin). Die Kohnsche Dichotomie eines „westlichen“, rationalen und säkularen, und eines „östlichen“, mystisch-kulturellen und auf einem irrationalen Volksbegriff beruhenden Nationalismus, habe in der Verbindung mit älteren, „volksgeschichtlichen“ Betrachtungen zur „Nationalitätenfrage“ eine besondere Suggestivkraft gewonnen und auf die bundesrepublikanische Nachkriegshistoriographie gewirkt. Auch sozialgeschichtliche Untersuchungen der 1960er Jahre hätten eine „Verspätung“ oder „Deformation“ gegenüber dem westeuropäischen Modell diagnostiziert. Diese Rezeptions- und Deutungsgeschichte des „osteuropäischen Nationalismus“ mache die starken Befürchtungen verständlicher, die nach 1989 im Westen bezüglich des nationalen Unabhängigkeits- und Souveränitätsstrebens wach geworden seien.

Auch für das Verhältnis von Religion und Nation, so Martin Schulze Wessel (München), habe die Nationalismusforschung raumbezogene Unterschiede akzen-

tiert, wobei der Religion als eigenberechtigter Ordnungsvorstellung allenfalls für den Osten Bedeutung zuerkannt worden sei. Sowohl Klassiker (Kohn, Lemberg) als auch Modernisten (Anderson, Gellner, Hobsbawm) sahen in Religion und Nation spezifische Ordnungen von Zeit, Raum und Sinn, die Kontingenzbewältigung, Integration und Legitimation schaffen. Die hier wie dort konstatierte Ablösung eines Zeitalters der Religion durch eines der Nation verkenne jedoch den Stellenwert der Religion insbesondere im 19. Jahrhundert und deren Bedeutung für die Nationalstaatsbildung. Bei der Untersuchung des Verhältnisses von Religion und Nation sollte zudem die Verschiedenheit der einzelnen religiösen Gruppen ernst genommen und regionale Einteilungen mit Vorsicht behandelt werden.

Der erste, der Nationalbewegungen in Ost und West vergleichend analysierte, war bekanntermaßen Miroslav Hroch. Mit der Rezeption seines Werkes außerhalb des östlichen Europas beschäftigten sich Jörg Hackmann (Greifswald, Chicago) und Xosé Manoel Núñez (Santiago de Compostela). Hackmann erörterte in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Historiografie für die Nation im Falle Estlands, wo der Historiker und Politiker Mart Laar Hroch gleichsam auf den Kopf gestellt habe. Núñez verwies vor allem auf die sozialhistorisch-empirische Fundierung von Hrochs Arbeiten.

Joep Leersen (Amsterdam) beschrieb die seit den 1930er Jahren vor allem in London konzentrierten Nationalismusforscher als Diskurs- und Kommunikationsgemeinschaft. Er verwies dabei auch auf persönliche Verbindungen und biografische Prägungen wie Exil- und Diasporaerfahrungen oder die Teilnahme an der Pariser Friedenskonferenz im Falle von Toynbee, Carr und Macartney. Mit dem Politikwissenschaftler und Nationalismusforscher Karl W. Deutsch befasste sich Siegfried Weichlein (Fribourg). Dessen modernisierungstheoretischer Neuansatz habe eine kopernikanische Wende in der Nationalismusforschung bedeutet – eine analytische Wendung gegen den Essentialismus des Nationalen. Auch heute noch böten seine Ansätze wertvolle Anknüpfungspunkte, so die Feststellung des Stellenwerts des nationalen Erfahrungsraums und der Bedeutung sozialer Kommunikation. Gerade die Verbindung mit konfliktorientierten Ansätzen könnte zum Erkenntnisgewinn beitragen.

Auf dem abschließenden Podium mit Jürgen Kocka, John Breuilly, Michael G. Müller, Xosé Manoel Núñez und Miroslav Hroch selbst herrschte Einigkeit darüber, dass es nach wie vor einen großen Bedarf an vergleichenden Untersuchungen zu Nationalismen in Ost- und Westeuropa sowie zu außereuropäischen Nationalismen gebe. Breuilly plädierte an die Historiker, keine Meistererzählungen mehr zu schreiben („we don't have to spin fairy stories anymore“), sondern die existierende Komplexität aufzuzeigen und globale Zusammenhänge zu berücksichtigen.

Auch wenn dieses „Modernistentreffen“, wie Weichlein scherzhaft, aber nicht unzutreffend die Tagung charakterisierte, die Vorgabe einer Historisierung der Nationalismusforschung nur bedingt einlöste, brachte es doch einige interessante Erkenntnisse zu Tage, insbesondere in Bezug auf die nationale Geschichtsschreibung im östlichen Europa. Deutlich wurde zudem, dass die Erforschung der nach wie vor sehr aktuellen Themen Nation und Nationalismus noch lange nicht abgeschlossen ist. In Hinblick auf das Tagungsthema bleibt festzuhalten, dass eine weitergehende

Historisierung dieses Forschungszweigs und seiner maßgeblichen Akteure sich als aufschlussreich erweisen dürfte. Es ist das Verdienst der Organisatoren der Tagung, hierzu einen Anstoß gegeben zu haben.

Berlin

Sebastian Seibert